

VON DER SCHWIERIGKEIT, NATIONALDICHTER ZU SEIN

Ludwig Thomas Beitrag zur bairischen Literatur¹⁾

von *Bernhard Gajek*, Regensburg

Im Sommersemester 1999 hielt Dieter Schwab – zusammen mit dem Psychologen Helmut Lukesch, dem Politologen Mathias Schmitz und dem Verfasser – ein interdisziplinäres Seminar über Nationalismus.²⁾ Ähnlich fachübergreifende Lehrveranstaltungen waren vorausgegangen; sie blicken auf eine fünfzehnjährige Tradition zurück. Die im Sommer 1999 erörterten Fragen seien hier auf einen Autor bezogen, zu dem der Jubilar – als Unterfranke – weniger durch Geburt als durch den Ort seiner jahrzehntelangen Tätigkeit, vor allem aber als *Homme de lettres* eine Beziehung haben mag.

I. Von „natio“ zu „Nationaldichter“

Daß der germanistische Beitrag zu jenem Seminar zunächst die Wortgeschichte klärte, lag nahe. Sie weist eine Fülle des Stamm- und Bestimmungswortes auf. Das lateinische Grundwort „natio“, so lehrt das Deutsche Fremdwörterbuch,³⁾ gehört zum Verbum ‚nasci‘, ‚geboren werden‘ und bedeutet wörtlich ‚Geburt‘, im übertragenen Sinn ‚Volksstamm, Volk‘ und ‚Gattung, Klasse, Sippschaft‘. „ita est haec hominum natio“, „so ist nun einmal diese Gattung Mensch“, heißt es bei Plautus.⁴⁾ An den Universitäten des Mittelalters bedeutete ‚natio‘ die ‚Landsmannschaft‘ der Studenten; in Skandinavien ist dies heute noch so. Das deutsche Lehnwort ‚Nation‘ taucht Ende des 14. Jahrhunderts auf und wird 1571 als Bezeichnung für ein ‚volck‘ vermerkt, ‚das in einem Landt erborn ist, ein gantz geschlecht oder menge eins Volcks im Landt. Als die Teutsch, Welsch, Griechisch Nation.‘ Im 17. Jahrhundert verlor ‚Nation‘ gegenüber ‚Volk‘ an politischer Bedeutung. Doch Ende des 18. Jahrhunderts wurde es durch die Französische Revolution zum politischen Zentralwort – auch in Deutschland, dank den Anhängern und Gegnern der Revolution.

¹⁾ Stark erweiterte Fassung eines Aufsatzes aus der Neuen Zürcher Zeitung vom 27. September 1991.

²⁾ Vgl. die Berichte u. d. T. „Nationalismus als fachübergreifendes Problem“, in: U Mail. Regensburger Universitätszeitung 6/1999, S. 10–12 (Politikwissenschaft und Germanistik), und 7/1999, S. 18 f. (Rechtsgeschichte und Psychologie).

³⁾ Deutsches Fremdwörterbuch. Begonnen von *Hans Schulz*, fortgeführt von *Otto Basler*, Bd. 2, Berlin 1942, S. 177–184.

⁴⁾ Vgl. *F. A. Heinichen*, Lateinisch-deutsches Schulwörterbuch. Neubearbeitung von *Heinrich Blase, Wilhelm Reeb und Otto Hoffmann*, Leipzig 1917, S. 531.

Das Grundwort ‚natio‘ erwies sich als ein Sprach-Virus. Schulz/Basler³⁾ belegten bis 1942 über 130 damit zusammengesetzte Substantive; Adjektive und Verben kommen hinzu. Seither dürfte sich die Anzahl weiter vergrößert haben. Relativ alt sind ‚Nationaltugend‘ (1740) und ‚Nationalstolz‘ (1758). ‚Nationalgeist‘ wurde sogar schon 1714 als Lehnübersetzung von lat. ‚spiritus nationalis‘ und frz. ‚esprit de la nation‘ (Montesquieu, *Esprit des lois*) und ‚Esprit des nations‘ (Voltaire) geprägt. ‚Nationalcharakter‘ wird Moses Mendelssohn (1759) zugeschrieben, ‚Nationalgeschmack‘ dagegen Herder (1767). Von da ab wuchern die Zusammensetzungen aus dem Stammwort heraus: ‚Nationalmusik‘, ‚Nationaldichter‘, ‚Nationalehre‘, ‚Nationaltheater‘ und ‚Nationalbühne‘ wurden ab 1768 zu Modewörtern. Das Abstractum ‚Nationalismus‘ war zunächst – 1740 – harmlos. Es bedeutete in der Studentensprache die Gedankenwelt der Volks- und Landgemeinschaft. In der Diskussion um eine deutsche, von Frankreich sich abhebende Kultur, wie Justus Möser sie angestoßen hatte, bezeichnete ‚Nationalismus‘ die Vorstellung, daß eine Geschichts- und Kulturgemeinschaft sich auch politisch darstellen sollte.

Die heutige Bedeutung, ‚ausschließliche Bevorzugung der eigenen Nation‘, ja sogar ‚Abwertung und Verdrängung aller anderen Nationen‘, kam erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts auf – als Lehnübersetzung von frz. ‚nationalisme‘ mit der gleichen Bedeutung; in ihr wurde es zum immer gefährlicheren Schlagwort. Auch ‚Nationalist‘ und ‚nationalistisch‘ sind Lehnübersetzungen aus dem Französischen; dort sind sie seit 1867 belegt.

Die für unser – literaturgeschichtliches – Thema wichtigen Begriffe sind älter. Johann Gottfried Herder entwickelte Vorstellungen zur ‚Nationalsprache‘, ‚Nationalgeschichte‘ und ‚Nationalbildung‘ sowie zum ‚Nationaldichter‘, ‚Nationalschatz‘ und ‚Nationallied‘ (1795 in den „Ideen“).⁴⁾ Daß er sich vielfach und glaubwürdig gegen eine ‚nationalistische‘ Einengung seiner „Idee“ wehrte, trug zu deren Ablehnung im 19. Jahrhundert bei. Man wußte wohl auch nicht mehr, daß Herder die nun geschätzten Wörter ‚Nationallied‘ und ‚Nationalsprache‘ zu verdanken waren – ebensowenig, daß ‚Nationalpoesie‘ schon von Christoph Martin Wieland (1773) gebraucht worden war. ‚Nationalhymne‘ wurde erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts aus dem frz. ‚hymne national‘ lehnübersetzt.

II. Goethe – „Erster der deutschen Nationalschriftsteller“

Zu dieser Zeit hatten viele Deutschsprechende schon eine eigene Erfahrung mit dem durch die Wortgeschichte umrissenen Komplex. Die großdeutsche Lösung, die die Patrioten der Befreiungskriege – überwiegend außerhalb Österreichs – angestrebt hatten, schien unmöglich geworden zu sein; der preußisch-österreichische Gegensatz verschärfte sich. Aber die deutschen Bundesstaaten waren erstarkt, so auch Bayern. Das zeitigte keinen Separatismus. Schon 1808, also vor dem „deutsch“ gesonnenen Ludwig I., hatte Friedrich Immanuel Niethammer, bis 1804 Professor der Philosophie an der Universität Jena und seit 1808 „K.B. Central Schul- und Studien-Rath bei dem geheimen Ministerium des Innern“ in München, Goethe als den „Ersten der

³⁾ Oben Fn. 3.

⁴⁾ Belege bei *Schulz-Basler*, a. a. O. s. v.

teutschen Nationalschriftsteller“ für den Plan gewonnen, „ein Lesebuch zur Bildung und Erziehung des Volkes“ zu entwickeln.) Goethe richtete seinen Entwurf – im Anschluß an Herders Lehren wie im Vorgriff auf das eigene Konzept einer Weltliteratur – auf die Vielfalt der Menschheitskultur aus. Das war 1808 um so bemerkenswerter, als zu diesem Zeitpunkt bereits die stark auf die eigene Nation reduzierten Vorstellungen der Romantik über Volk und Volkspoese die Vorherrschaft gewonnen hatten.⁸⁾ Goethe legte seine Vorstellungen in einem detaillierten und ausführlichen Schema nieder.⁹⁾ Unter den Stichworten „Deutsches Eigenes. Bildung von außen“ hielt er fest: „Keine Nation, weniger die Neuern, am wenigsten vielleicht die Deutsche, hat sich aus sich selbst gebildet.“ Und gleich darauf hieß es unter „Deutsches Fremdes“: „Alles bedeutende ist übersetzt oder zu übersetzen.“¹⁰⁾ Goethe sah also damals schon die „Weltliteratur“ aller Epochen als den Einzugsbereich für eine erzieherisch angelegte Sammlung an. Niethammer begrüßte Goethes Leitsätze; sie führten freilich nicht zu dem gewünschten Buch. Doch dient uns das Projekt zum Beleg für die Meinung, daß das bayerische Innenministerium unter Max I. Josef, dem ersten bayerischen König, nichts Nationalistisches geplant hatte. Man war „deutsch“ gesonnen, und damit war die deutschsprachige Kultur als Merkmal einer Bildungsgemeinschaft gemeint. Dies setzte sich fort und fand in der Wallfahrt, die König Ludwig I. bald nach dem Regierungsantritt, nämlich am 28. und 29. August 1827, nach Weimar unternommen hatte, ihren Ausdruck.¹¹⁾ Die Kulturpolitik des Herrscherhauses war keineswegs separatistisch.

III. Stereotypen

Ohne eine Gegenbewegung initiieren zu wollen, hatte Johann Christoph von Aretin wenig später – 1810, also kurz nach der Errichtung des bayerischen Königreichs – dazu aufgefordert, den „Nationalgeist der Bayern [. . .] zu beleben, zu nähren und zu stärken“ sowie durch „National-Einrichtungen“ den „National-Charakter“ neu vorzustellen.¹²⁾ Das antwortete schon auf ein Klischee, wie es der Berliner Aufklärer Friedrich Nicolai in seiner „Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1782“ verbreitet hatte: Die Bayern seien „Naturburschen“ und trügen eine sonderbare Tracht, sie seien plump, träge, zum Raufen aufgelegt und gäben sich einem unmäßigen Biergenuß hin.¹³⁾ Ob Nicolai das ähnliche skeptische Urteil des als Vater der bayerischen Geschichtsschreibung gefeierten Johannes Turmair kannte, ist frag-

⁷⁾ Vgl. Goethes Werke. Weimarer Ausgabe I. 42.2, S. 398–414.

⁸⁾ Ehrhard Bahr, in: Goethe-Handbuch. Hrsg. von Hans-Dietrich Dahnke und Regine Otto, Bd. 4/2, Stuttgart/Weimar 1998, S. 1104.

⁹⁾ WA I. 42.2, S. 413–428.

¹⁰⁾ A. a. O., S. 420 f.

¹¹⁾ Vgl. Heinz Gollwitzer, Ludwig I. von Bayern. Königum im Vormärz. Eine politische Biographie, München 1986, S. 537–560.

¹²⁾ In: Literarisches Handbuch für die bayerische Geschichte und alle ihre Zweige, angef. nach Dietz-Rüdiger Moser, Vorurteile. Bayern über Preußen und Preußen über Bayern, in: Bayern und Preußen & Bayerns Preußen. Schlaglichter auf eine historische Beziehung, hrsg. von Johannes Erichsen und Evamaria Brockhoff, Regensburg 1999, S. 102. – Vgl. Reinhard Wittmann, Wie der Bayerische Seppel entstand, in: aviso 3/1997, S. 11.

¹³⁾ Angeführt nach Wittmann, a. a. O., S. 10.

lich.¹⁴⁾ Auch die bis Venantius Fortunatus, also bis 565 zurückreichenden negativen Stereotype dürften nur unerkannt eingegangen sein.¹⁵⁾ Sebastian Francks „Weltbuch“ (1534), Jörg Wickrams „Rollwagenbüchlein“ (1555), Balthasar Nimitsch (Wien 1609) und Karl Ignaz Geiger (1789)¹⁶⁾ festigten das Klischee von den häßlichen Bayern. Und Friedrich II. von Preußen, der nie in Bayern gewesen war, hatte das Land Bayern als „le paradis terrestre habité des bêtes“ bezeichnet.¹⁷⁾

Die Entdeckung der Schweizer Alpen als archaischer Landschaft Ende des 18. Jahrhunderts durch Haller, Saussure und Goethe hatten die positive Bewertung des bayerischen Hochlandes und seiner Bewohner begünstigt.¹⁸⁾ Der sächsische Reise-schriftsteller Christian Müller sah im „bayerischen Hochländer [. . .] den Protoyp der Deutschheit unter allen Stämmen am reinsten bewahrt [. . .]. Nur mit seiner Erde und seinem Himmel beschäftigt, hält sich hier der Mensch treu an sie wie an die liebe Mutter.“¹⁹⁾ Und die Romantiker hielten Bayern für eine vorbildliche Gegenwelt zur französisch geprägten, rationalistischen Moderne. In diesem Sinne pries Eichendorff die bayerische Hauptstadt, und Joseph Görres stellte den im katholischen Volkstheater wie in Oberammergau sich zeigenden ländlichen Kunstgeist als Vorbild für die Gebildeten in den süd- wie norddeutschen Städten heraus.

Der gegen Frankreich gerichtete Affekt war ein wesentlicher Antrieb dieses positiven Autostereotyps. „Teutsche“ Gesinnung und Kultur unter Max I. Joseph, der sein Königtum niemand anderem als Napoleon verdankte, sind als Merkmale einer regional ausgeprägten, doch föderalen deutschen Bildungsgemeinschaft gemeint. Dies zeigte sich auch in der Wallfahrt, die König Ludwig I. bald nach dem Regierungsantritt, nämlich am 28. und 29. August 1827, nach Weimar unternommen hatte. Denn längst galt Goethe als Repräsentant deutschen Geistes und deutscher Kunst: Deutschland schien in ihm geeint.

IV. „Hebung des bayerischen Nationalgefühls“

Die Kulturpolitik des bayerischen Herrscherhauses war also keineswegs separati-stisch. Vielmehr sollte die „teutsche“ wie die klassische Kultur ein großzügiges Heimatrecht in Bayern erhalten. Das hing nicht von der aktuellen politischen Entwicklung ab. Die Entscheidung darüber, ob das Land mehr oder weniger demokratisch verfaßt sei, sollte für das Selbstverständnis als Kulturnation zweitrangig sein; eine gesamtdeutsche Nationalbildung sollte die Pflege der bayerischen Traditionen allenfalls in einen größeren und damit sicheren Rahmen stellen – auch im aktuell-politischen Sinne. Denn durch die Revolution von 1848 schien sich der Zusammenhang

¹⁴⁾ Johannes Turmair (1477–1534), nach seinem Heimatort Abensberg „Aventinus“ genannt, in seiner „Baierischen Chronik“, 1522–1533. Vgl. Eberhard Dünninger, Johannes Aventinus. Leben und Werk des Bayerischen Geschichtsschreibers, Rosenheim 1977.

¹⁵⁾ Vgl. Wittmann, a. a. O., S. 8, und Moser, S. 100.

¹⁶⁾ Reise eines Engländers durch einen Theil von Schwaben, 1789. Vgl. Wittmann, S. 10.

¹⁷⁾ Angeführt nach Wittmann, a. a. O., S. 8.

¹⁸⁾ Vgl. Nina Gockerell, Das Bayernbild in der literarischen und „wissenschaftlichen“ Wertung durch fünf Jahrhunderte. Volkskundliche Überlegungen über die Konstanten des Auto- und Heterostereotyps eines deutschen Stammes, München 1974, S. 275 f.

¹⁹⁾ Vgl. Christian Müller, München unter König Maximilian Joseph I., 2 Bde., 1816, angef. nach Moser, S. 103.

zwischen zwei gleichberechtigten Partnern, dem Königreich Bayern und einem klein- oder großdeutschen Reich, zuungunsten des kleineren Teils, d. h. Bayerns, zu gestalten. Die „demokratischen Umtriebe“ von 1848, die Ludwig Thoma später wiederholt literarisiert, schienen die politische wie kulturelle Eigenständigkeit Bayerns anzutasten, ja zu untergraben. Die um die Mitte des Jahrhunderts einsetzende technische Entwicklung drängte ebenfalls nach größeren Aktionsräumen und arbeitete der Vereinheitlichung in jedem Sinne vor.

Der politische Motor dieser Entwicklung war bekanntlich Preußen – in wirtschaftlicher, verkehrstechnischer und militärischer Hinsicht. Unter den außerpreußischen Souveränen erkannte dies am deutlichsten der bayerische König Maximilian II., der seinem wegen der Lola-Montez-Affäre zurückgetretenen Vater am 20. März 1848 gefolgt war. Er suchte dem Problem nicht militärisch, sondern kulturell und national-erzieherisch zu begegnen.²⁰⁾ War es Ironie der Geschichte, daß er, der mit der Schwester des preußischen Königs verheiratet war, die „Hebung des bayerischen Nationalgefühls“ in Konkurrenz mit dem immer mächtiger werdenden Preußen plante und durchführte? Politisch hing er der Triasidee an, d. h. der Dreiteilung Deutschlands in Österreich, Preußen und das „eigentliche Deutschland“, die „rein deutschen“ Mittel- und Kleinstaaten, deren enge Vereinigung als Gegengewicht gegen die Großmächte angestrebt wurde. Aber für Preußen und Deutschland gab es im neubayerischen Gebiet beachtliche Sympathien – im protestantischen Franken, den alten fränkischen Markgrafschaften und in der Pfalz. Das war territorialgeschichtlich bedingt, und die Wiederbelebung örtlicher Traditionen hätte nicht das gesamtbayerische Nationalgefühl gehoben. Die Lösung sollte sein, durch „fortgesetztes Streben für die Einigung und Kräftigung Bayerns“ alle Teile in das 1810 geschaffene Territorium einzugliedern und dieses zu einem unersetzbaren deutschen Staat zu machen.²¹⁾

Zu diesem Plan gehörte 1858 die Gründung der Historischen Kommission der Akademie der Wissenschaften und die Berufung der „Nordlichter“ wie Paul Heyse und Emmanuel Geibel. Maximilian II. wollte die Eigenart seines Landes und Volkes als Beitrag zu einer konservativ erneuerten föderalen Kultur in einem föderalen Deutschland gesehen wissen und sie dadurch sichern.

Denn eine Sicherung war nötig. Von der volksläufigen Kultur war wenig erhalten geblieben. Selbst die bäuerliche Tracht war nahezu verschwunden, und für sie setzte Maximilian sich entschlossen ein. Die „Kleidung nach der französischen Mode“ schien selbst auf den Dörfern und im Gebirge gesiegt zu haben.²²⁾ So erstellte die Regierung ein differenziertes Programm zur Wiedereinführung der Tracht und der Belebung von Schützenvereinen und Volksfesten. Die bayerische Geschichte sollte in den Schulen verstärkt gelehrt werden, und Historienbilder und Denkmäler sollten die eigene Vergangenheit öffentlich gegenwärtig machen.²³⁾

Daß dies alles auch die Stellung des bayerischen Königshauses festigen sollte, war selbstverständlich. Auch gingen andere deutsche Bundesstaaten – Württemberg z. B. – ähnlich vor. Aber die Maßnahmen zur „Hebung des bayerischen Nationalgefühls“

²⁰⁾ Vgl. *Manfred Hanisch*, Für Fürst und Vaterland. Legitimitätsstiftung in Bayern zwischen Revolution 1848 und deutscher Einheit, München 1991, S. 147–162.

²¹⁾ Vgl. *Hanisch*, S. 148.

²²⁾ *Hanisch*, S. 361.

²³⁾ *Hanisch*, S. 149 und S. 360–383.

fielen in Altbayern offenbar auf fruchtbareren Boden als in anderen Ländern; sie waren planvoll, erfolgreich und prägten mehr als anderswo das Selbstverständnis, das – dank den Eisenbahnen – im zunehmenden Fremdenverkehr sich wirtschaftlich auswirkte. Gerade er profitierte davon, daß die unter der widerstrebenden Beteiligung Ludwigs II. zustande gekommene Reichsgründung von 1871 das süddeutsche Nationalgefühl e contrario stärkte: Man fühlte sich genötigt, die kulturelle Eigenart als Gegengewicht gegen die zentripetale Kraft des norddeutsch bestimmten Reiches und der neuen Hauptstadt Berlin zu verteidigen. Aber dies zog – damals wie heute – den Ferientourismus nach Süden. Um 1900 waren die „Sommerfrischler“ an den oberbayerischen Seen hauptsächlich Berliner und Sachsen. Und bei ihnen war – innerhalb der Bildungs- und Wohlstandsschicht – die Bayern- und Alpenbegeisterung längst in vollem Gang: In Berlin gab es mehrere Sektionen des Alpenvereins. Der dort errungene Erfolg der Schlierseer Bauernbühne bestand auch darin, daß in Berlin eine „Mode à la Schliersee“ kreierte wurde und die einheimische, wieder auferstandene Tracht – Lederhose und Dirndl – zum selbstverständlichen Kostüm der Feriengäste gehörte.²⁴⁾

Das ist in zahllosen Zeichnungen und Texten des „Simplicissimus“ eindrucksvoll veranschaulicht. Die Auto- und Heterostereotype könnten nicht wirksamer ausgeformt werden. Man muß sogar sagen, daß diese das Eigene wie das Fremde betreffenden Klischees großenteils durch das Medium „Simplicissimus“ artikuliert und verfestigt worden sind. „Medium“ erinnert daran, daß auch die Vorgänger-Zeitschriften wie die „Fliegenden Blätter“ von solch zugespitzten Gegensätzen lebten. Der deutsche Kaiser und dessen Beamte, der preußische Leutnant, der spießige Bildungsbürger, der engstirnige Zentrumsabgeordnete, aber auch der grobschlächtige Bayer – der „Gscheerte“ – aus solchen Typen rekrutierte der „Simplicissimus“ seine Gestalten.²⁵⁾ Ab März 1899 war Ludwig Thoma maßgeblich an dieser satirisch aufgezümmten Klischeebildung beteiligt.

V. Ludwig Thoma: Auto- und Heterostereotypen

Diese Entwicklung und diese Gesichtspunkte wurden in Ludwig Thomas dichterischem und journalistischem Werk wirksam, und sie bestimmen die Rezeption bis hin zur Erhebung zum bayerischen Nationaldichter. Daß das Problem nicht neu ist, sagen wir eingangs: Das Wort ist ab 1768 geläufig. Es zeigte das u. a. von Gotthold Ephraim Lessing entfachte Bedürfnis an, die Werke deutscher Autoren als gleichrangig mit den Werken des französischen Klassizismus anzusehen und dadurch eine auf Sprache und Dichtung gegründete, moderne Kulturnation zu sein. „Original“ war das parallel sich durchsetzende Bestimmungswort. „Originalgenie“ zu sein, war das Ziel der poetischen Bemühung und das Unterpfand dafür, daß man der neuen Bewegung angehöre. „Originalsein“ war identisch mit „Man-selbst-sein“; hundert Jahre später hieß das auf bairisch: „Mir san mir“.

²⁴⁾ Vgl. Moser, S. 109–114.

²⁵⁾ Vgl. mein Nachwort zu Ludwig Thomas „Agricola“: München 1986 (Serie Piper 487), S. 141 f.

© by Langen Müller in der F. A. Herbig Verlagbuchhandlung GmbH, München



Ludwig Thoma. Portraitzeichnung von Olaf Björnson Gulbransson
(Aus: Dagny Gulbransson, *Das Olaf-Gulbransson-Buch*, München
1979, S. 136)

Als Ludwig Thoma – 1898, im Alter von einunddreißig Jahren – literarisch zu veröffentlichen begann, war der Organisator und Begründer des modernen deutschen Originalstaats, Otto von Bismarck, schon seit acht Jahren im Ruhestand. Man weiß, daß er dem bayerischen König Ludwig II. wohlgesonnen war und ihn, als Dank für den widerwillig gemachten Krönungsvorschlag und um das Prinzip Monarchie zu unterstützen, aus dem Welfen-Fonds großzügig bedachte. Die nach 1871 in Bayern einsetzende Hochschätzung Bismarcks ist eine eigene Sache. Thoma schickte ihm seinen ersten Erzählungsband, den „Agricola“, und erhielt unter dem 23. November 1897 ein – im Thoma-Nachlaß erhaltenes – Dankschreiben des Sekretärs Chrysander. Bismarcks Rückreise von Wien, wohin er zur Vermählung seines Sohnes gereist war, war – von Bahnhof zu Bahnhof – zu einem inoffiziellen Triumphzug auch durch Süddeutschland geworden; Thoma schilderte den kurzen Aufenthalt des Altkanzlers in Prien in der historischen Nacht vom 23. auf den 24. Juni 1891, während dessen sogar der Schneidermeister Schlamming, „ein Bewunderer der Französischen Revolution“ und sozialdemokratischer Eiferer gegen die Sozialistengesetze, von der leutseligen Würde des Fürsten überwältigt wird: „von heute an bin ich für Fürst Bismarck, durch und durch“.²⁶⁾ Die Verehrung des Autors dieser Erzählung steigerte sich bis zur Identifikation: Für das „Pippinger Veteranenfest“ im Fasching 1905 hatte er ein Kriegs-

²⁶⁾ Vgl. Ludwig Thoma, *Gesammelte Werke*, München 1968, S. 500–507, hier: S. 507.

vereinstück auf das Jahr 1870 geschrieben und für das anschließende Foto posiert – als Bismarck, vor dem Napoleon III. den Degen an Kaiser Wilhelm übergibt.²⁷⁾

Die Titelerzählung jener dem Fürsten Bismarck nach Friedrichsruh geschickten Geschichten offenbarte ein bemerkenswertes Verständnis davon, wie der Autor das Verhältnis zwischen Bayern und Nichtbayern, aber auch zwischen Bauern und Städtern überhaupt sah. Zwar war die nach Tacitus „Agricola“ benannte Erzählung eine unverkennbare Satire auf eben jene Bauern, die Thoma in seiner Dachauer Anwaltskanzlei empfing und die er vor Gericht vertreten oder nicht vertreten durfte. Denn sie suchten nicht selten seinen Rat, ließen sich dann aber lieber – wegen des üblichen Delikts der Körperverletzung bei einer Rauferei im Wirtshaus – gerichtlich strafen, weil das weniger als die Anwaltsgebühren kostete. Aber die Satire verkündete nur eine erstaunliche Moral: Eben diese halsstarrigen, streitlustigen und hartköpfigen Bauern seien die eigentlichen Nachfahren der Germanen, und ihre robuste Gesundheit, ihr unerschütterliches Stammesgefühl und sicheres Traditionsbewußtsein seien den herabgekommenen Städtern ein ebenso leuchtendes Vorbild wie jene Germanen, die Tacitus einst seinen dekadenten römischen Zeitgenossen vorgehalten hätte. Originale seien sie, „Selbstgezügelte“, die nur den eigenen Gesetzen gehorchten und an denen die moderne Gleichmacherei abpralle. „Wunschbild Land – Schreckbild Stadt“ kann man das mit Friedrich Sengle nennen. Doch es war mehr – nämlich ex negativo ein Modell für das Verhältnis von Vergangenheit und Gegenwart, vor allem aber für die Vorbildlichkeit einer in nuce völlig rein erhaltenen, bajuwarischen Bevölkerung für die Moderne.

Diese überzeichnende, ja karikierende Sprach-Satire wurde durch die Illustrationen des „Simplicissimus“-Zeichners Bruno Paul erheblich unterstützt. Die zünftige, d. h. städtische Literaturkritik lobte beides. Doch der dem Zentrum nahestehende „Amper-Bote“ warf dem Buch vor, es verunglimpfe die Dachauer Bauern als „in der Kultur zurückgeblieben“. Die Bauern ereiferten sich freilich nicht.

Einige Jahre später wiederholt sich der Streit; er schloß die politische Öffentlichkeit ein. Denn für den „Simplicissimus“ hatte Thoma von 1907 bis 1912 die Briefe eines Zentrumsabgeordneten namens Josef Filser geschrieben. Damit hatte er den Typ des auf Geheiß des Ortspfarrers ins Parlament gekommenen Hinterbänklers geschaffen. Der Streit um die neue Kunstfigur entbrannte heftig. Denn der Prinzregent hatte am 12. November 1911 den Landtag aufgelöst und für den 5. Februar 1912 Neuwahlen ausgeschrieben. Die Beliebtheit des Zentrums war auf einem Tiefpunkt angelangt, und Thoma verwandelte dies alles in neue Filser-Briefe. Das Zentrum warf ihm vor, durch Filser verspottete er den Bauernstand vor der ganzen Welt. Thoma setzte *sein* Flugblatt dagegen: „Filser sei kein ‚ungehobelter, scheinheiliger oder ordinärer Kerl‘ [. . .]. Diese Herren ärgern sich, daß der Filser das Kind beim rechten Namen nennt, und die Leute, die vor Hochmut stinken, an den Pranger stellt als lächerliche Kerle, die unsere bayerische Heimat vor der ganzen Welt blamieren.“²⁸⁾

²⁷⁾ Vgl. die Abbildung in *Richard Lemps* großem Bildband: Ludwig Thoma. Bilder, Dokumente und Materialien zu Leben und Werk, München 1984, S. 90.

²⁸⁾ So in der mit „Bayerische Bauern!“ überschriebenen Erwiderung in den *Münchner Neuesten Nachrichten*, 65. Jg., Nr. 14, Freitag, 10. Januar 1912. Vgl. das Nachwort zu *Helga Fischers* Ausgabe der Filser-Briefe, München 1986, S. 191.

Zum Reiz der Briefe trägt bekanntlich bei, daß der Korrespondent die Hochsprache in eine groteske, aber seiner Mundart gemäße Schreibung übersetzt²⁹⁾; die Illustrationen – diesmal von Eduard Thöny, einem anderen „Simplicissimus“-Zeichner – taten das Ihre dazu. Beides ließ die wöchentliche Auflage des „Simplicissimus“ auf 100.000 Stück steigen. Die Buchausgabe (1909 und 1912) wurde zum Dauerseller unter den Bavarica.

Der so geschaffene Typ des bauernschlaun Abgeordneten verselbständigte sich und wurde nachgeahmt. 1939 brachte der niederbayerische Hauptschullehrer Max Kirschner Filser „Ledzden Briefwexel und bolidisches Desdamend“ im Zentralverlag der NSDAP heraus: Filser sei nach 1918 für die Bayerische Volkspartei wieder ins Parlament gewählt worden und nach 1933 in den katholischen Widerstand gegangen. Doch am Ende seines Lebens habe er seinem Sohn gestanden, daß er von der Kirche mißbraucht worden und Adolf Hitlers Politik besser für Deutschland sei.³⁰⁾

So wie Thoma im „Agricola“ von 1898 einen satirisch gebrochenen, aber moralisch gemeinten Mythos des unverfälschten bayerischen Ureinwohners geschaffen hatte, so war sein Filser ein „Selbstgezügelter“, ein bajuwarisches Original. Der Typ wurde zum Stereotyp, aber dieses wurde als ambivalent, als negativ wie positiv empfunden. Der häßliche Bayer war vom rechtschaffenen nicht gleich zu unterscheiden. Wahrscheinlich hat diese Zweideutigkeit die Wirkung beflügelt.

VI. Satire, Humor und Moral

Die Satire und Parodie, die Thoma auf der Bühne, im „Simplicissimus“ oder in Erzählungen übte, waren versöhnlich. Komik und Humor gehörten zu ihr. Was er verspottete, liebte er oder stellte es so dar, daß jeder sich selbst erkennen und annehmen konnte. Anders als sein Landsmann und Zeitgenosse Josef Ruederer nahm Thoma die urig-bäuerlichen oder spießig-städtischen Typen als Liebeserklärung an die Landsleute, in denen sich nicht nur die Bayern erkannten. Der Böse und der Gute waren nie so weit auseinander, als daß sie nicht in einer Brust Platz gefunden hätten. Selbst die Zentrumspolitiker, die Thoma in den „Filser-Briefen“ virtuos bloßstellte, rechneten sich die bissigen Späße mitunter zur Ehre an. Kleriker, die offen das Zentrum begünstigten, machte Thoma zu Karikaturen. Doch sollten sie auf ein Ideal verweisen – den unpolitischen Seelsorger, den „geistlich Geistlichen“, der über den Parteien

²⁹⁾ Eine sprachwissenschaftliche Beschreibung fehlt; sie könnte sich an der sorgfältigen Analyse orientieren, die *Hans Ulrich Schmid* u. d. T. „Latenter Dialekt. Dialektale Strukturen in standardsprachlicher Form“ in: Beiträge zur Dialektologie des ostoberdeutschen Raumes, hrsg. von *Claus Jürgen Hutterer* und *Gertrude Pauritsch*, Göttingen 1998, S. 113–122, vorgelegt hat. Ein analoges Vorbild wäre auch *Schmid*s Studie „Oskar Maria Graf's Bairisch“, in: Oskar Maria Graf. Jahrbuch 1994/95, hrsg. von *Ulrich Dittmann* und *Hans Dollinger*, München 1995, S. 31–42.

³⁰⁾ Vgl. *Andreas Pöllingers* Nachwort zu seiner Ausgabe der Filser-Briefe, Stuttgart 1993, S. 195.

steht und die Gemeinde in Brauchtum und Frömmigkeit einigt. Die Geschichte gab Thoma recht. Der Priester als Agitator einer politischen Partei ist fragwürdig geworden.

Der Satiriker ist immer Moralist. Kein Wunder, daß Thomas bekannteste Komödie „Moral“ heißt; sie gehört zu den großen deutschen Lustspielen. Wie hier die Spießbürgergesinnung und die heuchlerische Moral ehrpusseliger Familienväter und Honoratioren in einer Residenzstadt à la Krähwinkel genüßlich zersetzt werden, begeistert heute wie damals.¹¹⁾ Doch aus jedem Satz, jeder Figur und jeder Szene spricht das „tua et mea res agitur“, das den Autor und die Zuschauer zusammenbringt: jeder steht auf dem Schauplatz. Hier, in den „Lausbubengeschichten“, der „Tante Frieda“, den Filser-Briefen oder in „Der alte Feinschmecker“ gelang Thoma, was die Satiren und Komödien der Weltliteratur auszeichnet: Gestalten zu erfinden, die wie jedermann handeln, Situationen zu schaffen, die sich überall entwickeln könnten, und darin die Antinomien menschlichen Daseins vorzuführen. Die Gegensätze werden belebt, doch heiter und hintergründig versöhnt. Satire und Komödie werden im Dienst der Moral zum Welttheater.

VII. Dorfdichtung als große Literatur

Moral hat freilich auch ihre ernsten Seiten – in der Stadt wie auf dem Land. In den Bauerngeschichten stellte Thoma die Bedrohung der ländlichen Welt dar – Gefahren, die aus dem Dorf selbst als einer auf Sitte und Brauch angewiesenen Gemeinschaft kamen oder von der Industrialisierung in den Städten ausgingen. Im „Andreas Vöst“, dem ersten großen, 1905 erschienenen Bauernroman, kämpft ein Bauer gegen Klerus, Verwaltung und Dorf. Gleichzeitig schließen sich die Bauern politisch gegen die von Bismarcks Nachfolger Caprivi durchgesetzte Zollsenkung für Getreide zusammen, die die jungen Leute vom Dorf in die Fabrik treiben sollte. Im „Wittiber“, einem zweiten Bauernroman, geht eine Familie zugrunde, weil der Vater nach dem Tode der Frau sich mit der Magd einläßt. Das Volksstück „Magdalena“ versetzt das aus Livius bekannte Verginia-Motiv, das Lessing und Hebbel aufgegriffen hatten, in ein Gütlerhaus auf dem Dachauer Land; alle – außer dem Geistlichen – sprechen Mundart. Sie macht das Reden und Handeln der Bauern, den Kampf eines einzelnen um die Unantastbarkeit seines Hauses glaubwürdig und pflanzt die Tragik des Mädchens, das vom Vater durch Mord vor „der Schand“, dem Dirnesein, gerettet wird, in den heimischen Boden. Es gibt wenige Tragödien in deutscher Sprache, die so fest in der Motiv- und Gattungsgeschichte stehen und dennoch das Allgemeine und das Besondere so selbständig vermitteln.

¹¹⁾ Vgl. das Nachwort zu meiner Ausgabe der „Moral“: München 1983, S. 83–103, sowie meine ausführliche Deutung in: Interpretationen. Dramen des 20. Jahrhunderts, Bd. 1, Stuttgart 1996, S. 40–68.

VIII. „Cato von Miesbach“ und deutscher Patriot

Für den Ende 1921, kurz vor dem Tod, abgeschlossenen Bauernroman „Der Ruepp“ gilt das auch. Erst jetzt erkannte man, daß jener Dachauer Bauer, der sich allen vernünftigen Ratschlägen überheblich und töricht verschließt und sein Anwesen ruiniert, nach dem Vorbild Wilhelms II. und seines Kanzlers Bethmann Hollweg gefaßt ist.³²⁾ „Eine Mischung von Eitelkeit, Schwäche und Feigheit“ habe sie gekennzeichnet. Wie der Kaiser und sein erster Diener wird der Bauer Ruepp zum schlechten Hausvater, der ein Testament verhindert, das ihn hätte retten können. Das Motiv ist historisch fundiert: Bismarcks politisches Vermächtnis, der dritte Band der „Gedanken und Erinnerungen“, der als Bismarcks „Testament“ galt, konnte erst nach der Katastrophe des Ersten Weltkriegs erscheinen. „Die Familie Bismarcks hat uns in serviler Rücksicht auf Wilhelm II. auch um dieses Testament gebracht. Sie unterdrückte den dritten Band, der uns die ganze Gefahr des wilhelminischen Systems und der verderblichen Kopflosigkeit, Charakterlosigkeit und Zuchtlosigkeit der obersten Reichsbehörde gezeigt hätte.“

Das schrieb Thoma im Dezember 1920. Gedruckt wurde es im „Miesbacher Anzeiger“³³⁾, einer oberbayerischen Regionalzeitung, die durch die 167 Beiträge, die Thoma vom Juli 1920 bis zum August 1921 lieferte, berühmt und berüchtigt wurde. Die Auflage vervielfachte sich, und der anonym bleibende Verfasser wurde in der „Berliner Volkszeitung“ vom 5. April 1921 der „Cato von Miesbach“ genannt: „Man ist gewohnt, daß Hetzartikel mit dem Besenstiel geschrieben werden; dieser edle Publizist jedoch hat vor den Kollegen das eine voraus, daß er mit der Mistforke schreibt und daraus keinen Hehl macht.“³⁴⁾

IX. Integrität?

Die kommentierte Neuausgabe dieser Artikel, die Wilhelm Volkert 1989 vorlegte³⁵⁾, hat Staub aufgewirbelt und die Integrität des bayerischen Nationaldichters in Frage gestellt; die Stadt München verlieh fortan die Ludwig-Thoma-Medaille nicht mehr. Kaum jemand aber las alle nun wieder zugänglichen Artikel, und kaum einer verglich sie mit dem ebenso rüden Ton, der in anderen Zeitungen die Polemik der Umsturzeit beherrschte. Die von der Redaktion gewährleistete Namenlosigkeit gab Thoma die Möglichkeit, sich wie Peter Schlemihl, dessen Namen er früh schon als Pseudonym benützt hatte, unsichtbar zu machen und sich auszuschreiben, ja „auszuflegeln“, ohne Rücksicht auf bürgerlichen Komment oder Andersdenkende. Der Moralist brach durch, und die Moral wurde zur patriotischen Peitsche.

Im Roman „Der Ruepp“ wie im „Miesbacher Anzeiger“ ging es um das Vaterland. Der „falsche Eid“, die „Duldung von Lauheit und Verbrechen“, die „Unfähigkeit der Regierung, Leben, Eigentum und friedliche Arbeit zu schützen“, die zornige Forde-

³²⁾ Vgl. mein Nachwort zu: *Ludwig Thoma, Der Ruepp. Roman*, München 1987, S. 205–222.

³³⁾ Vgl. *Ludwig Thoma, Sämtliche Beiträge aus dem „Miesbacher Anzeiger“ 1920/21. Kritisch ediert und kommentiert von Wilhelm Volkert*, München 1989, S. 74.

³⁴⁾ Angeführt nach *Lemp*, a. a. O., S. 160.

³⁵⁾ Vgl. Fn. 33.

rung, sich nicht zu „schweigenden Knechten einer Sauwirtschaft“ machen zu lassen, sowie der hartnäckige Lobpreis von „Arbeit, Ehrlichkeit und Säuberlichkeit“ – das sind die Themen der Beiträge zum „Miesbacher Anzeiger“ wie die des Romans „Der Ruepp“. „Unsühnbare Schuld“, die „Entrechtung und Zerstörung von Zucht und Ordnung“, die „Pandurenfahrt in den Abgrund“ – so wütete Thoma in jener Zeitung gegen die jetzt Regierenden.³⁶⁾ Gleichzeitig charakterisierte er damit die negative Hauptfigur des letzten, erst nach seinem Tode gedruckten Romans, der zum poetischen Vermächtnis wurde.

Daß Thoma im „Miesbacher Anzeiger“ auch gegen Juden böse polemisierte, hat die Bestürzung von damals erneuert. Einer der ersten Artikel, am 17. Juli 1920 gedruckt, hieß „Antisemitisches“. Das war doppeldeutig. Denn Thoma forderte die „sehr verehrten Mitbürger israelitischer Konfession“ auf, sich gegen die „Brandstifter“ zu erklären, die „das Feuer des Rassenhasses angefacht“ hätten, d. h. gegen den „Wolff, den Harden, den Jacobssohn, den Kraus, [. . .] den Levin, Leviné, Toller, Mühsam, Bela Kun und so viele andere“.³⁷⁾

Thomas Versuch, die national-konservativen Juden auf seine Seite zu bringen, stützte sich auf die Bekannten und Freunde, die er unter jüdischen Deutschnationalen hatte. Paul Nikolaus Cossmann, der Inhaber der „Münchener Neuesten Nachrichten“ und wortstarke Gegner des Versailler Vertrages³⁸⁾, und Fritz Mauthner, der Sprach- und Religionsphilosoph³⁹⁾, gehörten ebenso dazu wie Max Bernstein, der den „Simplicissimus“ und Thoma selbst in Zensur- und Beleidigungsverfahren glanzvoll und erfolgreich verteidigt hatte.⁴⁰⁾ Ihn bewunderte Thoma als Beispiel für die Einheit von „Schriftsteller, Kritiker von Ruf und berühmtem Anwalt“.⁴¹⁾

Ein Trauma kam hinzu: Im August 1918 hatte Thoma eine Frau wiedergetroffen, um die er 1904, vor seiner bald gescheiterten Ehe mit einer Tänzerin, nicht zu werben gewagt hatte. Sie hieß Maidi von Liebermann, stammte aus der jüdischen Familie Feist-Belmont in Frankfurt und war inzwischen wenig glücklich mit dem Fabrikan-

³⁶⁾ A. a. O., S. 209–222.

³⁷⁾ A. a. O., S. 17 f.

³⁸⁾ *Paul Nikolaus Cossmann*, geb. 1869 in Baden-Baden, gestorben 1942 im Konzentrationslager Theresienstadt; 1904 Mitbegründer und bis 1933 Herausgeber der nationalkonservativen „Süddeutschen Monatshefte“. Vgl. *Wilhelm Kosch*, Deutsches Literatur-Lexikon, Bd. 3, Bern 1969, Sp. 788 f. – Vgl. Thoma an Maidi von Liebermann. 8. 1. 1921: „So ein Abend wie Mittwoch mit Hofmiller und Cossmann ist für mich ein Stahlbad.“ In: *Ludwig Thoma*, Ein Leben in Briefen [1875–1921], hrsg. von *Anton Keller*, München 1963, S. 440. – Cossmann wurde Mitte 1920 Direktor der „Münchener Neuesten Nachrichten“ und trug Thoma an, „als Herausgeber zu zeichnen, um die Rückkehr zu einem starken nationalen und doch demokratischen Standpunkt vor dem ganzen Land zu betonen“ a. a. O., S. 434.

³⁹⁾ *Fritz Mauthner*, geb. 1849 in Horice (Böhmen), gest. 1923 in Meersburg; seine radikale Sprachskepsis beeinflusste die avantgardistische „Wiener Gruppe“ (*O. Wiener*, *K. Bayer*) und die „Grazer Gruppe“ (*B. Frischmuth*, *P. Handke*, *G. Roth*). Vgl. *Walther Killy*, Literatur Lexikon, Bd. 8, München 1900, S. 20 f. (*Walter Rupprechter*).

⁴⁰⁾ Vgl. *Killy*, a. a. O., Bd. 1, 1988, S. 472 (*Raimund Bezold*).

⁴¹⁾ In den 1917–1919 verfaßten „Erinnerungen“. *Gesammelte Werke*, München 1968 (GW), Bd. 1, S. 152.

ten Willy Ritter von Liebermann, einem Neffen des Malers, verheiratet.⁴²⁾ Der Gatte widersetzte sich der Scheidung. Im Hause Feist-Belmont in Frankfurt trafen er, Maidi und Thoma im Spätherbst 1918 aufeinander. Während die zurückflutenden deutschen Soldaten die Öffentlichkeit bestimmten, herrschte in Maidis Elternhaus Strindberg-Stimmung. Der Ehemann sprach vom „furchtbaren Ernst der Stunde“. Der Nebenbuhler hielt dagegen: „Es ist aber Bestimmung.“⁴³⁾ Thoma lenkte die Abneigung und den Haß, die er gegen den Rivalen hegte, immer heftiger auf jüdische Politiker, die Kommunismus oder Sozialismus in Deutschland einführen wollten. Dennoch versicherte er der Geliebten: „Nun soll ich hier agitieren für die Mittelstandspartei. Ich kann nicht. 1. Billige ich das antisemitische Programm nicht, das Unsinn ist. 2. Möchte ich mei Ruah. Ich bin wirklich kein Antisemit, so sehr ich die ostjüdische Kulturfeindlichkeit hasse. Außerdem hoffe ich ja, der jüdischen Rasse mein Liebstes zu verdanken.“⁴⁴⁾

Es war wohl Thomas Aura zuzuschreiben, daß Maidi von Liebermann im Dritten Reich vor Unglück bewahrt wurde; sie hatte er zur Universalerbin eingesetzt – drei Wochen bevor er am 26. August 1921 in seinem Haus am Tegernsee dem Magenkrebs erlag.

Den oben erwähnten Josef Ruederer mochte Thoma nicht. Dieser hatte 1913 im „März“, der von ihm mitbegründeten Zeitschrift, den Konkurrenten abfällig apostrophiert. Ruederer empfand dies als „Vorstoß der Judenbande“ und „aufgelegte Gemeinheit“ und nannte den „Quadratlackel Ludwig Thoma“ einen „getreuen Judenknecht“.⁴⁵⁾ Thomas Burleske „Das Säuglingsheim“ war eben – am 13. März 1913 in den Münchner Kammerspielen – uraufgeführt worden; sie richtete sich gegen die bayerische Ministerialbürokratie, die – im Stück – verhinderte, daß eine jüdische Witwe das Testament ihres Gatten vollziehe, nämlich ein Haus für elternlose Kinder, die unabhängig von Religion oder Geschlecht aufgenommen werden sollten.⁴⁶⁾

X. „Bayerischer Nationaldichter“. Entstehung und Berechtigung einer Zuschreibung

Einen Autor zum „Nationaldichter“ machen zu wollen, entspringt dem Bedürfnis nach personalisierter Repräsentanz einer Sprachgemeinschaft, die sich kulturpolitisch gegen andere abgrenzen will. Was Ludwig Thoma betrifft: Die Gründung des Königreichs Bayern und die von Max II. betriebene „Hebung des bayerischen National-

⁴²⁾ Vgl. die Schilderung der Begegnungen und Auseinandersetzungen mit Thoma in den Memoiren: Willy Ritter Liebermann von Wahlendorff, Erinnerungen eines deutschen Juden 1863–1936, hrsg. von Ernst Reinhart Piper, München 1988, S. 207, 212 f. und passim. Das Manuskript trägt die eigenhändige Überschrift „Mein Kampf“ (Mein ist mehrfach und heftig unterstrichen); der Verlag unterdrückte sie. – Zu Thomas Bemühungen um die Altersgeliebte vgl. mein Nachwort zu: Ludwig Thoma, *Der Jägerloisl*, München 1989, S. 202–205.

⁴³⁾ *Liebermann*, a. a. O., S. 212 f.

⁴⁴⁾ An Maidi von Liebermann, 28. April 1920, *Leben in Briefen*, S. 423.

⁴⁵⁾ *Josef Ruederer* an *Carl Graeser*, Januar 1913. Ungedruckt im Nachlaß Ruederers in der Monacensia-Sammlung der Stadtbibliothek München. Zur Pressefehde 1906/07 zwischen Ruederer und Thoma vgl. *Claudia Müller*, *Josef Ruederer (1861–1915)*, Frankfurt a. M. 1994, S. 100–105.

⁴⁶⁾ Vgl. die Ausgabe und das Nachwort von Jean Dewitz, in: Ludwig Thoma, *Die Lokalbahn* und andere Stücke, München 1991, S. 153–174 und S. 252–255.

gefühls“ schufen die Voraussetzung dafür, daß er relativ früh in jener Rolle gesehen wurde. Die Mundartdichtung war jedoch der bei weitem kleinere Teil des Gesamtwerks.

Thoma hatte Vorgänger, die er kannte und schätzte – Mundartautoren wie Franz von Kobell und Karl Stieler, die zu den von Max II. berufenen „Nordlichtern“ wie Paul Heyse oder Emmanuel Geibel Distanz hielten. Von dem Münchner Josef Ruederer hat Thoma mehr übernommen, als er zugab. Doch den Wiener Ludwig Anzengruber empfahl er als bühnenwirksamen Dramatiker. Noch stärker als Anzengruber griff Thoma in die Kulturpolitik ein – nicht als Dichter, sondern als Journalist –, so im „März“, der ab 1907 „in Politik, Literatur, Kunst und Wissenschaft alles sammeln“ sollte, „was in Süddeutschland etwas weiß und kann“.

Thoma war freilich auch im nördlichen Deutschland als Autor bekannt. Seine in Mundart wie Hochsprache verfaßten Stücke wurden überall gespielt, und Alfred Kerr billigte der in Berlin – im Dialekt – uraufgeführten Bauertragödie „Magdalena“ „fast antike [. . .] knappe Wucht“ zu; „gefugt, geschweißt, gebändigt“ sei das Stück.⁴⁷⁾ Kerrs Anerkennung paßte zu dem Wohlwollen, das das Berliner Bildungs- und Besitzbürgertum für den Süden hegte und das den oberbayerischen Bauernbühnen eine erstaunliche Akzeptanz bescherte.

Aufs ganze gesehen hatte Josef Hofmiller recht: Thoma erhob das Bairische zur Sprache gültiger Literatur.⁴⁸⁾ Das ihm zugesprochene nationale Ansehen setzte Thoma im Ersten Weltkrieg politisch ein: 1917 agitierte er in Berlin und München für die Deutsche Vaterlandspartei des gerade zurückgetretenen Großadmirals Tirpitz, der ihn der Dankbarkeit des ganzen deutschen Volkes versicherte.⁴⁹⁾ Im Oktober 1918 warb Ludwig Kemmer, einer der Exponenten des national-konservativen Münchner Bürgertums, um den vor 1914 von ihm bekämpften Dichter: Thoma sei „der Wortführer des Altbayerntums“, dem in der Vaterlandspartei niemand „an Autorität gleichkomme“; er könne jetzt, da „die Not des deutschen Volkes“ offensichtlich sei, „die Stimme des besten Teiles der altbayerischen, vielleicht der süddeutschen Stämme, die bis jetzt erstickt ist“, zugunsten des Reiches und des Kaisers „frei und laut machen“.⁵⁰⁾

Thoma starb im August 1921. Wenig später berief sich Oskar Maria Graf, der nachfolgende überregional wirksame bayerische Autor, ausdrücklich auf Thoma⁵¹⁾, und in unseren Tagen wünschte Carl Amery, „daß altbayerisch-literarisches Selbstbe-

⁴⁷⁾ Vgl. mein Nachwort zur Ausgabe der „Magdalena“, München 1985, S. 113.

⁴⁸⁾ Vgl. *Josef Hofmiller*, Herbsttage mit Ludwig Thoma, in: *ders.*, Bayernbüchlein, München 1936 (auch in *ders.*, Südlich des Mains, München 1948, S. 53–61). – Vgl. ferner *Josef Martin Bauer*, Die Erhebung des Bayerischen zur großen Sprache durch Ludwig Thoma, in: Bayerische Literaturgeschichte in ausgewählten Beispielen. Neuzeit, hrsg. von *Eberhard Dünninger* und *Dorothee Kiesselbach*, München 1967, S. 336–352.

⁴⁹⁾ Vgl. das Faksimile von Tirpitz' Brief vom 2. Oktober 1917 bei Lemp, S. 149.

⁵⁰⁾ Vgl. *Bernhard Gajek*, Ludwig Kemmer an Ludwig Thoma. Ein literarisch-patriotischer Briefwechsel aus München am Ende des Ersten Weltkriegs, in: *Kultur – Sprache – Macht*. Festschrift für Peter Horn, Frankfurt a. M. 1999, S. 161–172; *ders.*, Kritik am ‚Simplicissimus‘. Ludwig Kemmer und Ludwig Thoma, in: *Simplicissimus*. Glanz und Elend der Satire in Deutschland, hrsg. von Gertrud Maria Rösch, Regensburg 1996, S. 49–60.

⁵¹⁾ Vgl. *Oskar Maria Graf*, Über Ludwig Thoma (München, Mitte Juni 1927), in: *Ludwig Thoma*, Der Wittiber. Berlin [1927], S. 5–19.

wußtsein jetzt und künftig eine Ellipse um zwei Namen beschreibt: Ludwig Thoma und Oskar Maria Graf“.³²⁾ Diese geometrische Figur beherberge viele andere, ältere und jüngere Dichter wie Josef Ruederer, Lena Christ, Marie Luise Fleißer, Martin Sperr, Herbert Achternbusch oder Franz Xaver Kroetz. Aber die „Ikonen“ auf den „literarischen Altären“ seien eben Thoma und Graf.

XI. „Thoma lesen“

Ästhetische Urteile verdanken sich auch dem Geschmack; man sollte sie als Denkanstoß verstehen und ihre Funktion berücksichtigen. Hier heißt das einen durch Herder kreierten und seither strapazierten Begriff vom Klischee zu befreien und zu prüfen. Daß die dann neu zu lesenden Dichtungen auch Lesevergnügen bereiten können, sei in ein Zitat gekleidet und mit einem Wunsch abgeschlossen.

Das Zitat stammt aus einer Doktorarbeit, die im Januar 1999 an der Pariser Universität IV – Sorbonne verteidigt wurde; ich hatte sie von Regensburg aus beraten und mit beurteilt. Ihr Titel war „Ludwig Thoma et Munich“.³³⁾ Gegen Ende der über 400 Seiten starken Dissertation stieß ich auf den bemerkenswerten Satz: „Lire Thoma peut provoquer un bonheur réel.“ Auf deutsch: „Thoma lesen kann ein wirkliches Glücksgefühl hervorrufen.“

Dies, lieber Herr Schwab, sei in einen abschließenden Wunsch verwandelt: Ich wünsche Ihnen genügend Muße, um das eine oder andere Stück unseres bayerischen Nationalautors lesen und das erfreuliche Gefühl entdecken zu können, das jene Pariser Doktorandin bei sich festgestellt hatte: „*Lire Thoma peut provoquer un bonheur réel*“.

³²⁾ Vgl. *Carl Amery*, Der heimatverbundene Rebell, in: Oskar Maria Graf. Jahrbuch 1994/95, hrsg. von *Ulrich Dittmann* und *Hans Dollinger*, S. 13–23, hier S. 14.

³³⁾ *Nicole Durot*, Ludwig Thoma et Munich. Une contribution à la vie sociale, politique et culturelle à Munich au tournant du siècle, Paris 1998/1999, 428 p.